

Dietlind

Falk

das

erzähl

roman

ALBINO

Es war einmal ein graues, eckiges Bungalowhaus mit ewig geschlossenen, vergilbten Spitzenvorhängen und lieblos verwittertem Vorgarten. Darin wohnte Oma Latschenkiefer mit ihrer Witwenrente. Und dann auch mit mir. (Wer jetzt bei ›Oma‹ an eine nette alte Dame mit riesigem Süßigkeitenvorrat und morgendlichem Kinderfernsehen denkt, die andauernd »Ach nein, wie drollig!« ruft und dann schnell noch einen Kuchen backt – so war sie nicht.)

Weil Oma Latschenkiefer mit ihren knöchernen, abstrus verformten Fingern irgendwann keine Briefe mehr schreiben konnte, übernahm ich schließlich ihre Korrespondenz, die sie stichwortartig in regelmäßigem Turnus an andere rentnerbraune, kugelrunde Hundebesitzerinnen zu schicken pflegte. Sie diktierte mir die Neuigkeiten in dem blinden

Vertrauen, dass ich die Verben schon von selbst einfügen würde wie jeder andere normale Mensch (ha ha!): *Babsi* (ihr Dackel) *gesund*, *Luise* doch nur *Pflegestufe* zwei, *Wetter auf Rügen* auch nicht gut (dort wohnte ihre Jugendfreundin Irma), und so weiter und so weiter. Einmal kam ich auf die Idee, die Briefe im Telegrammstil zu verfassen, und setzte zwischen die Satzketten ein *STOPP*, und sie wurde so wütend, dass sie mich eine Woche lang mit Rosenkohl und Hühnerleber bestrafte. Wirklich. Und ich war so brav, dass ich das Zeug einfach still leidend und würgend in mich hineinaß, ohne einen Mucks zu machen. Ohne Oma Latschenkiefer anzusehen, habe ich Leber um Leber gegessen und mir vorgestellt, ich äße ihr Herz auf.

Nach einem halben Jahr hatte ich halbwegs verstanden, warum meine Mutter so war, wie

sie war: Weil es in diesem Haus keine Gefühle gab. Es war taub. Wie ein für immer eingeschlafener Fuß. Da war gar nichts, nur abgestandene Luft und Ockerfarbenes. Gehäkelte Platzdeckchen wurden dort weitaus mehr geschätzt als Menschen, mehr als Kinder vor allem, sodass man sich nach kürzester Zeit wünschte, nicht mehr man selbst zu sein, sondern jemand anderes – oder besser noch, *etwas* anderes, eines der vielen Likörgläser vielleicht, oder die Fernsehzeitung. In diesem Haus steckte gefühlstechnisch höchstens eine ordentliche Portion altbackener Verbitterung, ansonsten herrschte gähnende Leere, und das ist sicherlich ein Grund, weshalb meine Messiemutter jetzt alles anhäuft, was sie in die Finger kriegen kann. Eine Mutter wie Oma Latschenkiefer zu haben, hätte niemand intakt überstanden, so viel ist sicher.

Ich liebe Kausalketten. Sie geben mir eine gewisse Sicherheit, einen Kontext, einen Zusammenhang im Chaos. Meine Mutter ist gestört, weil ihre Mutter eine sadistische, pedantische alte Maggi-Flasche war. Mein Vater war gestört, weil sein Vater ihn ständig grün und blau geprügelt hat, sodass er, also mein Vater, als erwachsener Mann bei jeder Gelegenheit Panikattacken bekam und nicht arbeiten konnte und sich stattdessen mit Korn in den Tag hinein- und mit Doppelkorn aus dem Tag hinausgesoffen hat. Und ganz nebenbei auch kein sehr netter Mensch geworden ist. Mein Großvater war gestört, weil Deutschland den Zweiten Weltkrieg angefangen hat, und sein Vater war gestört, weil Deutschland irgendwie auch den Ersten Weltkrieg angefangen hat. So geht es weiter bis zum Anbeginn der Zeit, irgendein Krieg hat vermutlich immer angefangen, und

irgendwer war danach garantiert immer gestört.

Meine Mutter war mal fast ein ganzes Jahr lang trocken und wirklich bemüht, ihr Leben besser zu machen als vorher, sich keinen neuen Alki zu suchen und vielleicht wieder irgendwas zu arbeiten und gelegentlich auch mal glücklich zu sein. Wenn sie zu Besuch kam, war sie so lieb zu Oma Latschenkiefer, ich erlebte sie als Kind, als Kind, das bloß Anerkennung und Zuneigung wollte, mehr nicht, und Oma Latschenkiefer behandelte sie immer nur grantig und kalt und war froh, wenn ihre nichtsnutzige Tochter wieder weg war. Wie eine Wand aus Stein, gegen die jemand immer wieder verzweifelt ein paar Blumen warf. Meine Mutter fing wieder an zu trinken, und alles ging wieder schief. Oder andersherum. Mit dem Trinken und dem